

Vater ist man täglich

Kinder sind laut, anstrengend und wahre Nervenfresser – sie sind mindestens auch das genaue Gegenteil. Ein paar Gedanken über das unzeitgemäße Abenteuer Vaterschaft, oder: Wie ich lernte, das Nichtstun zu lieben.

Blöder Papa“, sagt mein dreijähriger Sohn, weil ich etwas von ihm will, was er nicht will. Warum, weiß ich im Moment gar nicht. „Ja, blöder Papa“, stimme ich zu und verdrehe die Augen. Dann überlegt er es sich anders: „Donn lieber Papa bist du.“ *Donn* heißt schon, jetzt will er mit mir spielen; ich registriere seine eigenwillige Satzstellung und gehe in die Knie. Nachdem man eine solche Szene fünfzehn, zwanzig, fünfzig Mal erlebt hat, berührt es einen nicht mehr so wie beim ersten Mal, und denke ich an die spektakulären Wutausbrüche meiner sechsjährigen Tochter, dann ist das harmlos. Man wird gelassener, sage ich mir noch – ehe die zwei es im nächsten Moment schaffen, mich so weit zu bringen, dass ich sie am liebsten an die Wand klatschen würde.

Das ist natürlich eine Metapher, und ehe sich die Leserbriefschreiber auf mich einschließen: Nein, ich bin nicht für die gesunde Watsch'n, das hatten wir alles schon. Ich bin gerne Vater und finde meine Kinder mit das Sinnvollste, was ich bisher in meinem Leben auf die Reihe bekommen habe. Aber was habe ich nicht schon alles für Behübschungen in Zusam-

menhang mit Kindern gehört; sie seien „kleine Buddhas“ oder „Wonnepoppen“. So reden Leute, die keine Kinder, aber zumindest eine Idealvorstellung davon haben, eher nicht Menschen, die wirklich Kinder betreuen, also die meiste Zeit über mit ihnen leben, auf sie aufpassen, sie erziehen und sozialisieren, sie füttern, hegen, pflegen, mit ihnen streiten, sich versöhnen, mal streng, mal nachgiebig sind, und was eben dazugehört. So seufzt mitunter des Abends meine Schwägerin: „Meine kleinen Brüllaffen ...“ Selten haben ich jemanden so warm und liebevoll und so erschöpft von seinen Kindern reden gehört.

Kinder sind – vorher kann man sich das gar nicht vorstellen – vor allem sehr anstrengend, vorausgesetzt, man beschäftigt sich tatsächlich mit ihnen und versucht, ihnen bestmöglich zur Seite zu stehen. Damit meine ich nicht, sie zu verwalten: sie vor den Fernseher zu setzen, wenn sie quengelig sind, sie möglichst bald und oft zu Oma und Opa oder in die nächstbeste Kinderkrippe abzuschieben. Ich rede davon, ihnen das Wertvollste zu schenken, was man ihnen geben kann: Zeit (Da bin ich übrigens ganz bei Stefanie Holzer und ihrem eben in unserem Verlag erschienenen Essay „Wer, bitte, passt auf meine Kinder auf?“). Zeit, beim Vorlesen nach dem fünften Bilderbuch zu sagen: Okay, noch eines, auch wenn einem die Augen schon zufallen. Zeit, Wünsche nicht auf später vertrösten zu müssen, weil irgendetwas gerade wichtiger ist; Zeit, der Schramme am Knie jene Würdigung zukommen zu lassen, die sie verdient. Mit Kindern kann man Lust am Fast-Nichtstun entwickeln, den Tag verbummeln.

Das klingt nach Mutter Theresa – nur

mit Kindern –, ist aber eine banale Erfahrung aus meinem Alltag. Ich arbeite selbstständig als Verleger und Autor und neben dem alten Witz, dass man da selbst und ständig arbeitet, bedeutet es vor allem, dass man seine Zeit selbst einteilen kann; es bedeutete für mich vor allem vor gut sieben Jahren die Entscheidung, mir diese Zeit zu nehmen. Die einfache Erkenntnis, dass ich meine Kinder aufwachsen sehen

will, ergab alles Weitere. Von Anfang an teilten meine Frau und ich uns die Betreuung des ersten Kindes, dann beider Kinder zu gleichen Teilen, beide konnten wir von Anfang an weiterarbeiten, beide waren wir in Karenz, beide sahen wir, wie die Kinder aufwachsen. Natürlich ist das mühsam, und man sollte kein allzu großer Freund regelmäßigen Schlafs sein, stürzt man sich in dieses Abenteuer. Aber wie

schön ist es.

Diese kleinen Momente erleben zu dürfen, dieses ehrliche, unverstellte Lachen, diese bohrenden, ernsthaften Fragen, die nur Kleinkinder stellen können, diese Umarmungen, die aus dem Nichts kommen. Ich hatte geahnt, dass es schön werden würde; dass es so schön und erfüllend sein würde, hat mich dann doch überrascht. Wenn sich das Baby an der

Der Tiroler Autor Bernd Schuchter schreibt anlässlich des heutigen Vatertages über die Beziehung zu seinen zwei Kindern.

Foto: Merle Rüdisser



beruhigend bekannten Schulter des Pappas entspannt. Wenn das kleine Kind vom Laufen müde auf den Schultern sitzend neue Kraft schöpfen kann. Wenn das Kind am Papa klettern übt, bis es in fast ein Meter neunzig Höhe angekommen ist und triumphiert. Wenn man als Papa sein schlafendes Kind betrachtet. Das alles prägt, beide Seiten.

Dabei ist es ganz einfach, man muss nur da sein. Man komme mir nicht mit dem Argument, dass die meisten Jobs das nicht zulassen, dass es sinnvoller ist, wenn der Mann, der mehr verdient, arbeiten geht, während die Geringverdienerin die ersten Jahre zurücktritt und sich um die Kinder kümmert. Man muss es wollen und dann tun. Wie viele Eltern habe ich kennengelernt – liberal, gebildet, aufgeklärt –, die vor der Geburt groß im Schmieden von Plänen waren, die in den ersten Lebenswochen des Kindes mehr galoppierend als schleichend zu einem Opfer der Gegenreformation wurden.

Meine Frau und ich haben es als Familie im Alltag leichter, weil nicht die eine die ganze Last, der andere nur seinen Job hat, sondern beide gleich viel arbeiten und gleich viel bei den Kindern sind, beide sind ausgeglichener, niemand hat das Gefühl, zu kurz zu kommen oder etwas zu verpassen, wir wissen voneinander, was der andere leistet.

Über all den Theorien darf aber nicht vergessen werden, wie wertvoll und schön es ist, mit seinen Kindern das Leben zu verbringen, und wie lustig. Den heutigen Vatertag kann ich meinen stauenden Kindern ebenso wenig erklären wie eine Reihe von Bügeleisen, die wir im Technischen Museum in Wien gesehen haben. Wir bügeln nämlich nicht. „Was ist das?“, fragte meine Tochter stauend, als sähe sie einen Dieselmotor oder einen Ölbrenner. „Lieber Papa!“, ruft mein Sohn und springt wie ein Wrestler auf meinen Bauch. Ich habe jeden Tag Vatertag. *Donn.* (Bernd Schuchter) ■■



ZUR PERSON

Bernd Schuchter, geboren 1977, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Innsbruck. Autor und Verleger. Preis für künstlerisches Schaffen der Stadt Innsbruck (2014). Zuletzt erschienen die Romane Link und Lerke (2013), Föhntage (2014) und der literarische Reiseführer Innsbruck abseits der Pfade (2015). www.berndschuchter.at